

Arthur Gordon Wolf

„MUIREALL“

Der alte Mann stand am Erkerfenster des Westturms und blickte versonnen über die Wiesen und Seen von ‚Faydew Hall‘. Die morgendliche Sonne stand noch recht tief und so woben ihre Strahlen einen diffusen Fächer aus Licht und Schatten über die Landschaft. Eine dünne Schneedecke hatte sich während der Nacht sanft über den weitläufigen Park gelegt; es schien, als ob ein wahnwitziger Gartenarchitekt jede Gerade, jeden Winkel und jede Kante akribisch in Bögen, Wellen und Rundungen umgewandelt hätte. Nur bei den Seen wurde das strahlende Weiß der Natur durch ein mattes Graublau durchbrochen. Das Wasser war noch nicht gefroren und wehrte sich standhaft gegen die Herrschaft des Winters. Ein verträumtes Lächeln umspielte die Lippen des alten Mannes. ‚Die Seen träumen noch vom Sommer‘, hatte ihm sein Onkel vor vielen Jahren einmal erzählt. ‚Und in ihren Träumen sehnen sie sich zurück an sonnige Gestade, zurück zu ihrer großen Mutter, dem Meer.‘ Er mochte damals 17 oder 18 Jahre alt gewesen sein, ein Alter, in dem man grundsätzlich alles, was einem die Älteren sagen, in Frage stellt. Das Bild einer Südsee-Lagune inmitten der Hügel von Cumbria befand sich da weit jenseits der Grenze, die ein junger, rebellierender Geist zu überschreiten gewillt war.

Und doch war ihm schon damals jener verrückte Gedanke gar nicht so verrückt erschienen. Mit seinen geschwungenen japanischen Holzbrücken, unter denen sich ein träger Bach zwischen den einzelnen Teichen und Seen schlängelte und den Ziersträuchern, Ginkgos, Schwarzpappeln und Moorbirken zu seinen Ufern wirkte der Park ohnehin wie eine fremdartige Oase, wie ein Fenster in eine ferne Welt.

Der Blick des alten Mannes kehrte zurück zu den Wiesen, die sich vom Fuß des Turms bis hinunter zum Park erstreckten. Duftige Nebelschlieren tanzten wie seidige Tücher über dem Schnee. An manchen Stellen verliehen die Sonnenstrahlen dem Dunst ein kostbares Glitzern. ‚Feen- Tau‘ hatte sein Onkel den Nebel genannt. ‚Faydew‘. Damals hatte er noch nicht ahnen können, wie überaus passend dieser Name war. Trauer und Verwirrung hatten in dieser Zeit sein ganzes Wesen ausgefüllt. Er war noch nicht empfänglich für die Wunder von ‚Faydew Hall‘ gewesen.

Der alte Mann seufzte schwer. Eine halbe Ewigkeit war seitdem vergangen. Es waren nun genau 69 Jahren ins Land gezogen, seitdem seine Eltern bei einem Fährunglück ums Leben gekommen waren und er zu seinem einzigen noch lebenden Verwandten nach ‚Faydew Hall‘ geschickt wurde, zu Lord Calum MacBarclay.

Von einigen wenigen flüchtigen Momenten bei Familien- Festen abgesehen hatte er seinen Onkel nie zuvor zu Gesicht bekommen. Lord MacBarclay war für ihn stets eines jener Schemen, jener Schatten, jener Namen ohne körperliche Hülle geblieben, von denen es in nahezu jeder Familie einen Vertreter zu geben scheint. Er wusste nur, dass der Bruder seiner Mutter sein Geld mit Antiquitätenhandel und Börsenspekulationen verdiente. Schon früh war sein Onkel verwitwet, woraufhin er sich noch mehr als sonst auf seinen Besitz in den Hügeln von Cumbria zurückgezogen hatte.

Als der Waise zum ersten Mal die Schwelle von ‚Faydew Hall‘ überschritt, glaubte er sich in ein Museum oder ein prunkvolles Schloss versetzt. Überall standen Marmor- Statuen, deren Abbilder sich in den glänzenden Mosaiken des Bodens spiegelten. Monumentale Gemälde, die meist wilde Landschaften oder noch wildere Schlachten zeigten, bedeckten die hohen Wände. Barocke Spiegel und schwere Gobelins mit mythologischen Themen reihten sich auflockernd dazwischen. Die kostbare Pracht, so lernte der junge Mann schnell, war jedoch nicht für fremde Augen bestimmt. Das gesamte Anwesen beherbergte außer seinem Onkel lediglich zwei Bedienstete, einen Koch, der gleichzeitig als Butler fungierte sowie einen Hausmeister, der sich um all die anderen Belange von Haus und Park kümmerte. Gäste empfing der Lord fast nie. So war es auch kaum verwunderlich, dass die Begrüßung seines Neffen recht distanziert und kühl verlief. „Guten Tag, mein Junge. Für dich wurde ein Zimmer im Westturm hergerichtet. Das Essen wird um 12 Uhr 30 in der großen Halle serviert. Sei bitte pünktlich.“ Mit diesen Worten überließ der Hausherr seinen Verwandten der Obhut des Butlers. Auf eine Geste des Mitleids, eine Umarmung oder wenigstens einen Händedruck wartete der Neffe vergeblich. Es sollte beinahe ein Jahr vergehen, bevor der Lord begann, sich seinem Gast gegenüber zu öffnen.

Nur widerstrebend löste sich der alte Mann vom Blick auf den winterlichen Park. Auf dem Weg zum Bad verharrte er kurz neben der Kommode und ergriff mit fast zärtlicher Anmut einen länglichen Gegenstand. Es handelte sich um eine schwarze Vogelfeder. Als er an diesem Morgen erwacht war, hatte sie neben seinem Bett gelegen. Einfach so, als sei sie durch eine Brise zu ihm hinein geweht worden. Doch er wusste es besser; aufgrund der tiefen Temperaturen waren alle Fenster während der Nacht fest verschlossen gewesen. Und doch hatte die Feder dort gelegen. Eine Träne rann langsam über sein zerfurchtes Gesicht. „So lange“, flüsterte er leise. Zittrig strichen seine Finger über die glänzende, spitz zulaufende Fahne, den Kiel und die weichen Dunen am unteren Ende. „So...schrecklich lange.“

Nachdem er sich gewaschen und rasiert hatte, schlurfte er - noch immer in den Morgenmantel gehüllt - die Wendeltreppe zum Erdgeschoss hinunter. Die schwarze Feder wippte dabei wie

ein Taktstock in seiner linken Hand.

Unten angelangt wandte er sich nicht wie üblich nach links in Richtung Speisezimmer, wo Owen ihm wie jeden Morgen Rührei, Speck, Toast und Kaffee zubereitet hatte, sondern er steuerte geradeaus auf die Gartenpforte zu. Er drehte den Schlüssel im Schloss, zögerte dann aber, die Klinke herunter zu drücken. Wäre es nicht besser, sich zuvor mit einem Mantel, Hut und Stiefeln zu versorgen? Ein kurzer Blick auf seinen schwarzen Talisman ließ ein beinahe jugendliches Grinsen auf seinen Zügen erscheinen. „Du alter Narr!“, schalt er sich laut. „Hast du etwa Angst, dir eine Lungenentzündung zu holen?“ Nur mühsam gelang es ihm, ein prustendes Lachen zu unterdrücken. Um jeden Preis wollte er es vermeiden, dem Butler seinen für einen Morgenspaziergang höchst befremdlichen Aufzug erklären zu müssen. Behutsam öffnete er die Tür einen Spalt und zwängte sich hinaus.

Die klare eisige Luft war belebender als eine ganze Kanne Kaffee. In gierigen Zügen sog er den Hauch des Winters tief in sich ein und stakste dann unbeholfen über den Weg, der hinunter zu den Seen führte. Er war noch keine 100 Meter vom Haus entfernt, als er entnervt beide Schlappen von den Füßen schleuderte und barfuß weiter lief. Von nun an glitt er wie auf unsichtbaren Schlittschuhen den Wiesenhang hinab. Der trockene Pulverschnee kitzelte dabei wie winzige Nadeln auf seiner Haut. „Besser als jede überteuerte Pediküre“, murmelte er. Hatte er nicht sogar einmal gelesen, dass selbst Ärzte das Barfußlaufen durch Tau oder Schnee empfehlen?

„Etwas spät, um jetzt noch mit einem gesunden Lebenswandel anzufangen, oder?“, dachte er. Wie auch immer, zumindest würde ihm der kleine Ausflug keinesfalls schaden.

„Ganz im Gegenteil!“ Sein sonorer Bariton erschallte weit über die erstarrten Felder hinweg. Zwei aufgeschreckte Rebhühner flatterten unter einer Hecke hervor und stieben mit protestierendem Gekecker durch die Nebelbänder der Sonne entgegen. Lauthals lachend beobachtete der alte Mann den Flug der Vögel. „Ganz im Gegenteil!“, rief er ihnen hinterher. Unmerklich hatte er sich dabei um die eigene Achse gedreht, so dass sein Blick nun zurück auf das Anwesen von ‚Faydew Hall‘ fiel. Augenblicklich verschwand jegliche Freude aus seinem Gesicht. Auch wenn ihm die Konturen der Mauern seit Jahrzehnten vertraut waren, so verströmten sie dennoch eine düstere Aura von Trauer und Verfall. Von dem ehemals prunkvollen Anwesen waren nur noch der Westturm und ein schmaler Seitentrakt übrig geblieben. Der Rest, zusammen mit allen Skulpturen, Gemälden und Mosaiken, war ein Opfer der Flammen geworden. Auch sein Onkel war dem verheerenden Brand nicht entkommen. Der ‚Tag des großen Feuers‘ war für den Neffen der grausigste aber zugleich auch wundersamste Tag seines Lebens gewesen.

In jenem Frühherbst lebte er bereits seit über zwei Jahren auf dem riesigen Anwesen. Er hatte die Schule mit einem recht ordentlichen Zeugnis abgeschlossen und beabsichtigte nun sein Wissen durch ein anschließendes Studium zu vertiefen. Seltsamerweise aber empfand er ein deutliches Unbehagen bei dem Gedanken, ‚Faydew Hall‘ für mehrere Jahre verlassen zu müssen. Die eigentümliche Atmosphäre des Hauses, die stets zwischen prunkvollem Glitzern und unheimlicher Finsternis zu schwanken schien, war ihm irgendwie ans Herz gewachsen. Etwas ließ ihn an jenem Schicksalstag früher als gewohnt erwachen. Er richtete sich auf und blinzelte verwirrt durch einen Spalt zwischen den Vorhängen. Eine gräuliche Dämmerung gewährte nur einen unklaren Blick auf die Konturen der Bäume und Hügel. Er fragte sich noch, was ihn zu dieser frühen Stunde geweckt haben mochte, als er ein Geräusch vernahm. Eine Mischung aus Poltern und Schreien. Oder hatte er beide Laute etwa zugleich gehört? Hastig zog er sich an und eilte nach unten. Immer wieder verharnte er kurz, um die Quelle der Ruhestörung genauer bestimmen zu können. Als er die große Halle durchquert hatte, drangen plötzlich mehrere Stimmen an sein Ohr. Erregte, zornige Stimmen.

„Tresor!“, hörte er jemanden schreien. „Wo ist der verdammte Tresor?“

Noch während er vergeblich versuchte, seinen Schwung abzubremsen, wurde jeglicher Laut vom Dröhnen eines Schusses überlagert. Wie ein ungelenker Schlittschuhläufer glitt er an den Rand der kleinen Treppe, die hinunter zum Foyer führte... und starrte auf ein alptraumhaftes Szenario hinab. Vier Unbekannte in schwarzen Overalls und Sturmmasken umringten den Lord, der mit flehend erhobenen Armen auf dem Boden kniete. Neben dem Hausherrn lag der ausgestreckte Körper des Butlers. Eine sich stetig vergrößernde Blutlache zeigte mit brutaler Klarheit, dass es sich bei dem Schuss um keine Warnung gehalten hatte.

„ONKEL!!!“ Der Schrei hatte seine Lippen verlassen, bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte. Augenblicklich fuhren die schwarzen Masken zu ihm herum. Einer der Fremden zeigte stumm mit ausgestrecktem Arm auf ihn. Erst als ein weiterer Schuss ertönte und nur wenige Zentimeter neben seinem Kopf Mörtelsplitter durch die Luft stoben, begriff er, dass der Maskierte eine Waffe auf ihn gerichtet hatte. Voller Panik stieß er sich vom Geländer ab und hastete den Weg zurück, den er gekommen war. Er wusste nicht, wohin er fliehen sollte. Seine Gedanken überschlugen sich. Das Haus bot keine Sicherheit; im Turm wäre er seinen Verfolgern hilflos ausgeliefert. Doch wo existierte ein sicheres Versteck? Eine Kakophonie aus Kommandoschreien und schweren Schritten trieb ihn unerbittlich weiter.

Als er die Tür zum Garten erreichte, entschied er sich spontan für den Weg nach draußen. Mit aller Kraft drückte er seinen Körper gegen den mit stilisierten Rosen verzierten Durchgang. Doch nichts geschah. Kostbare Sekunden verstrichen, bis er endlich begriff, dass die Pforte

verschlossen war. Sein Blick fiel auf eine grüne Arbeitsschürze, die versteckt in einer dämmrigen Nische hing. Mit zittrigen Händen durchsuchte er die zahlreichen aufgenähten Taschen und ertastete schließlich einen länglichen Gegenstand. Die schweren Schritte dröhnten nun schon in seinen Ohren. In jedem Augenblick würden seine Verfolger hinter ihm auftauchen. Voller Panik stieß er den Schlüssel ins Schloss und ließ den Riegel zurück schnellen. Er wollte blindlings nach draußen hetzen, besaß dann aber noch soviel Geistesgegenwart, die Tür erneut hinter sich abzusperren.

Er hatte kaum den Wiesenrand erreicht, als dumpfe Schläge die Tür erzittern ließen. Dann ertönten Schüsse. Unbeirrt rannte er weiter auf die Seen zu. Ein winziger Hoffnungsschimmer stahl sich in sein Bewusstsein. Die Pforte bestand aus massivem Eisen und würde selbst Kugeln eine ganze Weile Widerstand leisten können. Doch noch immer hatte er keinen Plan, wo er sich vor seinen übermächtigen Verfolgern in Sicherheit bringen sollte.

-

Einen Herzschlag lang sah der alte Mann wie sich die Geisterschemen der alten Fassade mit dem Ostturm im Sonnendunst abzeichneten. Er musste eine Träne wegblinzeln, und als er erneut seinen Blick den Hügel hinauf richtete, war der Spuk verschwunden. Onkel Calum hatte sein Domizil oft nur liebevoll „das Nest“ genannt. Lange Zeit über war es dem Neffen ein Rätsel gewesen, wie ein imposantes Bauwerk wie ‚Faydew Hall‘ zu einem derart unpassenden Spitznamen gekommen sein mochte. Nach dem Brand hatten die Überreste jedenfalls jeglichen Zauber von Schutz und Geborgenheit verloren. Wie ein mahrender Finger reckte sich der Turm seitdem in den Himmel. Die wenigen Mauern, die den Flammen getrotzt hatten, waren für den alten Mann zu einem Gefängnis, zu einem Kerker der Einsamkeit geworden. Und dennoch war er geblieben.

Mit hängenden Schultern setzte er schließlich seinen Weg fort. Das Prickeln in seinen nackten Füßen hatte sich nun in ein schmerzhaftes Stechen verwandelt, doch er achtete nicht darauf. Zuweilen konnte er schon ein verdammt sturer Bock sein. Ein kurzes raues Lachen entrang sich seiner Kehle. Oh ja! Entgegen jeglicher Vernunft hatte er ‚Faydew Hall‘ nicht verlassen und mit dem Verkaufserlös des riesigen Grundstücks ein sorgenfreies Leben geführt. Allen wohlmeinenden Ratschlägen zum Trotz hatte er sogar jegliche Studienpläne verworfen. Nur wenige Tage nach dem verheerenden Brand verfügte der neue Besitzer, dass die Überreste des Mitteltraktes wieder aufgebaut werden sollten; er selbst residierte weiter in den Räumen des unbeschadet gebliebenen Westturms. In der Folgezeit brach der junge Herr von ‚Faydew Hall‘ fast jeglichen Kontakt mit der übrigen Welt ab. Lebensmittel und sonstige Güter des täglichen Bedarfs wurden durch Lieferanten oder Bedienstete aus der benachbarten Stadt gebracht. Da

für den letzten Erben der MacBarclays keine Notwendigkeit mehr bestand, seinen Besitz zu verlassen, sollte er niemals wieder einen Fuß über die Grenzen der Gemarkung von ‚Faydew Hall‘ setzen. Wenn er nicht in verstaubten Folianten las oder den labyrinthischen Brückenwegen über die vielen Seen und Teiche folgte, saß der junge Herr im obersten Turmzimmer und beobachtete Stunde um Stunde den Park. Tag für Tag, Monat für Monat starrte er aus dem Fenster und wartete, wartete mit nie versiegender Geduld auf ein Zeichen.

-

Ohne es zu bemerken hatte der alte Mann den Rand des kleinen Wäldchens erreicht. Längst war das Stechen in seinen nackten Füßen einer dumpfen Taubheit gewichen. Irgendwo in seinem Unterbewusstsein ahnte er, dass dies ein alarmierendes Zeichen war, doch er ignorierte jeglichen Gedanken, der sich auf seinen körperlichen Zustand bezog. Der menschliche Leib war nur eine provisorische vergängliche Hülle. Knochen und Fleisch bildeten einen höchst unzulänglichen Schutzmantel für das, was ein Individuum tatsächlich ausmachte. Philosophen nannten diese Essenz ‚Geist‘; er selbst aber bevorzugte den Ausdruck ‚Seele‘.

Mit behutsamen, ehrfürchtigen Schritten betrat der barfüßige Wanderer den Hain; vor einer schmalen Holzbrücke verharnte er schließlich. Die Brücke beschrieb einen sanften Bogen und überspannte die Ausläufer eines dunklen Teichs. Es mutete bizarr an, doch es war jene Holzkonstruktion, die die Verantwortung für seine jahrzehntelange Isolation trug. Zumindest indirekt. Kunstvolle japanische Schriftzeichen waren in den linken Pfeiler des Geländers geschnitzt worden. Der alte Mann konnte die Schrift nicht lesen, sein Onkel hatte ihm jedoch erklärt, dass die Symbole ‚Karasu-oha‘ bedeuteten. Der Lord verwendete allerdings ausschließlich die gälische Entsprechung: ‚Fitheach- sgiath‘. Beide Namen bedeuteten soviel wie ‚Rabensfeder‘ oder ‚Rabenschwinge‘. War es schon ungewöhnlich, dass eine derart kleine Brücke überhaupt einen Namen trug, so verwunderte umso mehr seine Bedeutung. Krähen und Raben waren auf den Feldern von Cumbria eigentlich keine seltenen Gäste, doch der alte Mann konnte sich nicht daran erinnern, jemals ein Exemplar auf ‚Faydew- Hall‘ erspäht zu haben. Versunken starrte er auf den länglichen Gegenstand, den er noch immer in seiner linken Hand hielt. Vielleicht, so dachte er, hatte er auch den Park nur nicht aufmerksam genug beobachtet. Die ‚Rabenschwinge‘ war immerhin ein Paradebeispiel dafür, wie leicht sich die menschliche Wahrnehmung in die Irre führen ließ. Es kam ihm vor wie gestern, als der Lord ihm erstmals das Geheimnis der Brücke offenbart hatte.

-

„Glaubst du eigentlich an Dinge wie das ‚Kleine Volk‘, Elfen und Geister?“ Die Frage des

Onkels traf den Neffen vollkommen unvorbereitet. Sie hatten den Morgen damit verbracht, die verstopften Abflüsse der Forellenteiche zu reinigen und schlenderten soeben durch den schattigen Pappel- und Birkenhain zurück zum Haus, als der Lord plötzlich vor einer der vielen kleinen Brücken inne hielt. Ihre Unterhaltung hatte sich bislang um derart weltliche Dinge wie Fischzucht, das Wetter und die Ergebnisse der regionalen Cricketmeisterschaften gedreht; der abrupte Themenwechsel bewirkte daher einen von Verwirrung geprägten Moment der Stille. Der junge Mann bedachte seinen Onkel mit einem heimlichen Seitenblick, da er nicht sicher war, ob dieser die Frage ernst gemeint hatte. Schließlich antwortete er: „Du meinst, weil wir uns hier im ‚Faydew- Park‘ befinden? Nein, solche Wesen entstammen nur Märchen und Sagen, die sich die Mütter und Ammen für ihre kleinen Kinder ausgedacht haben. Und Jäger und Bauern haben sie am Lagerfeuer oder Kamin erzählt, um lange, dunkle Winternächte zu durchstehen. In Wahrheit aber hat niemals jemand eine derartige Kreatur zu Gesicht bekommen.“

Der Lord grinste amüsiert. „Du glaubst demnach also nur an das, was du siehst?“ Als sein Neffe nur lässig mit den Schultern zuckte, fuhr er fort: „Nun denn, vielleicht wirst du an das Übernatürliche glauben, gerade weil du etwas nicht siehst.“ Mit diesen geheimnisvollen Worten betrat er die Brücke und blieb kurz vor der Mitte am Geländer stehen. „Komm’ zu mir und sage mir, was du siehst!“

Der Neffe, der noch immer befürchtete, das Opfer eines Scherzes zu sein, folgte der Aufforderung und stellte sich ans Geländer. Er beugte sich nach vorn und betrachtete angestrengt das ruhige Wasser unter sich. So sehr er sich auch anstrengte, ihm wollte nichts Ungewöhnliches auffallen.

„Was siehst du?“, drängte ihn der Onkel erneut.

„Ich sehe nur den Teich unter mir“, antwortete er.

„Und was noch?“

„Natürlich auch die Brücke, die sich im Wasser spiegelt.“

„Und was siehst du nicht?“

Diesmal zögerte der Neffe. Die glatte Oberfläche des Wassers zeigte jedes noch so kleine Detail der Holzbrücke. Er konnte selbst feinste Schnitzereien ausmachen. Er betrachtete den sanften Schwung des Bogens, das mit Kranichen verzierte Geländer, Libellen, die über das Wasser tanzten. Und dann zuckte er plötzlich zusammen, als hätte ihn ein Blitz getroffen.

„Was siehst du nicht?“, wiederholte der Onkel.

„Mich!“, ächzte er. Ich...ich kann mich selbst nicht im Wasser sehen. Aber...aber das ist doch...unmöglich!“ Er sprang auf und nieder, ruderte mit den Armen, doch unter sich zeigte

das Wasser auch jetzt das Bild einer verlassenen Brücke.

„Du hast vollkommen recht“, sagte sein Onkel. „Es ist vollkommen unmöglich, und doch existiert dieses Phänomen. Und zwar nur an dieser Stelle. Vor vielen Jahren ist mein Großvater zufällig darauf gestoßen. Kein Objekt, kein Lebewesen, das sich an diesem Punkt befindet, besitzt ein Spiegelbild. Es ist, als würde man nicht auf das Wasser, sondern durch die Oberfläche hindurch blicken können.“

„Und wohin blickt man stattdessen?“, wollte der Neffe wissen.

Der alte Lord lächelte verträumt. „Tja, hier kommen wohl wieder die Geschichten von Elfen, Nixen und Geistern ins Spiel. Wer weiß, aber vielleicht sehen wir hier eine Art Riss, eine Öffnung zu einer anderen Welt. Vielleicht aber handelt es sich auch um ein seltenes physikalisches Phänomen, das wir uns nur noch nicht erklären können.“

Der Neffe veränderte seine Position nur um einen Schritt und – tatsächlich – wie aus einer unsichtbaren Nebelwand tauchte plötzlich seine Gestalt hinter dem sich spiegelnden Geländer auf. „Das... das ist einfach unglaublich!“, sagte er, während er unverwandt sein recht dümmlich dreinblickendes Konterfei unter sich betrachtete.

Fast zwei Jahre lang wahrte die Brücke ihr Geheimnis. So sehr er sich auch den Kopf über das seltsame Phänomen zerbrach, es wollte ihm keine plausible Lösung einfallen. Aus Spaß und jugendlichem Forscherdrang machte er es sich aber von nun an zur Gewohnheit, bei jedem Besuch im Park eben jene ganz besondere Stelle auf der Brücke aufzusuchen. So dauerte es nicht lange, bis er den „blinden Fleck“ auf der Rabenschwinge auch in finsterster Nacht auf den Zentimeter genau bestimmen konnte. Dieser Umstand rettete ihm wahrscheinlich das Leben.

Auf der Flucht vor den fremden Eindringlingen war er kopflos auf die Seen zu gehetzt. Heisere Schreie hallten irgendwo in seinem Rücken; Schreie, die immer näher kamen. In seiner Panik wagte es der junge Mann nicht, sich umzudrehen, doch er glaubte bereits den Atem der Mörder in seinem Nacken zu spüren. Halb wahnsinnig vor Todesangst irrte sein Blick umher, doch nirgends konnte er ein geeignetes Versteck entdecken. Und dann sah er plötzlich die Brücke. Was daraufhin geschah, erlebte er wie eine surreale Traumsequenz. Zeit und Raum schienen sich zu dehnen wodurch sich sein Lauf in eine fast starre, schwebende Parodie verkehrte. Jeder Schritt schien mehrere Minuten zu dauern, die Brücke, deren Anfang er nun erreicht hatte, besaß mit einem Mal die Ausdehnungen der Golden Gate. Dennoch rannte er unbeirrt weiter. Er vernahm auch jetzt noch die Stimmen seiner Verfolger, doch klangen sie nun wie eine einzige Folge gedehnter Vokale. Allen verzerrten Dimensionen zum Trotz erreichte er schließlich die geheime Stelle der ‚Rabenschwinge‘. Ohne zu zögern



vollführte er eine elegante Flanke über das Gelände und ließ sich in den Bach fallen. Noch während des Fluges hörte er ein seltsam dumpfes Brummen, und gleichzeitig spürte er ein Brennen in der Schulter. Hatte ihn etwa eine Biene gestochen?

Die Kühle des Wassers löschte jegliche Gedanken aus. Er sank tief, viel tiefer als ein kleiner Bach jemals sein konnte. Es wurde finster wie in einem Brunnenschacht. Mit kräftigen Beinschlägen schwamm er dem Licht entgegen, doch wie zuvor bei der Brücke schien auch hier die Entfernung immer größer zu werden. Jede Faser seines Körpers sehnte sich nach Luft. War er etwa den fremden Killern entkommen, nur um hier elendig zu ertrinken? In einem mickrigen Bach?

Als er endlich die Wasseroberfläche durchbrach, keuchte und prustete er wie ein asthmatisches Seeross. Es dauerte eine ganze Weile, bis der strampelnde Schwimmer endlich die Augen aufschlug; der Anblick, der sich ihm bot, führte jedoch dazu, dass er jegliche Bewegung einstellte und beinahe tatsächlich ertrunken wäre. Erst als Wasser in seinen vor Erstaunen weit aufgerissenen Mund strömte, erwachte er aus der Starre. Während er hustend wild um sich schlug, versuchte er vergeblich, das Wahrgenommene als bloßen Traum abzutun. Er befand sich keineswegs in einem Bach unterhalb einer japanischen Brücke auf einem Landsitz irgendwo in Cumbria; stattdessen erstreckte sich um ihn herum ein riesiger See oder Ozean und keine Viertelmeile von ihm entfernt erhob sich eine Insel aus den Fluten. Schlanke Palmen säumten ihre Ufer, an denen sich türkisfarbene Wellen auf einem Strand aus weißlich gelbem Sand brachen. Mit letzter Kraft paddelte er auf das Land zu und blieb dann erschöpft in der sanften Dünung liegen. Das Säuseln der Wellen und hohe Kreischen der Möwen geleiteten ihn in eine traumlose Ohnmacht.

Er schreckte auf, ohne zu wissen, warum. Seine mit Sand und Salz verkrusteten Augen mussten mehrere Male blinzeln, bis sich ein klares Bild einstellte, doch alles was sie sahen, war ein gleißendes Gelb. Die Bilder von jenem Ozean waren demnach keine Visionen gewesen; noch immer lag er bäuchlings am Strand einer fremden Insel, über der eine unerbittlich heiße Sonne brannte.

Er wollte gerade wieder ins Land der Träume flüchten, als etwas in seine linke Hand stach. Mit einem lauten Schrei bäumte er sich auf, nur um danach noch ermatteter zurück in den feuchten Sand zu fallen. Da er aber den Kopf gedreht hatte, war er jetzt in der Lage, die Ursache für seinen Schmerz zu erkennen. Sein Arm lag ausgestreckt vor ihm, wobei sich die Hand tief in den Boden gekrallt hatte. Wie eine fünfbeinige Krabbe wehrte sie sich dagegen, erneut von den Wellen ins Meer gespült zu werden. Keine zwei Schritte davon entfernt trippelte eine Möwe nervös hin und her. Ihre schwarzen, toten Augen wechselten dabei

ständig zwischen der Hand und dem Gesicht des Gestrandeten. Immer wieder neigte sie ihren Kopf mal in die eine, dann in die andere Richtung. Ganz offensichtlich war sie sich nicht schlüssig darüber, um was für einen seltsamen Vogel es sich bei dem langen Ding dort vor ihr handelte. Sie vollführte noch einige zögerliche Kreise, bevor sie schließlich eine Entscheidung traf. Unvermittelt sprang sie nach vorn und hieb ihren Schnabel tief in den Handrücken, genau in die Stelle, von wo sie bereits zuvor schon eine Kostprobe genommen hatte.

Er schrie erneut. Als er jedoch versuchen wollte, das blutgierige Tier zu packen, gehorchte ihm kein einziger Muskel. Bis auf die Stimme war sein Körper zu einer leblosen, von seinem Willen unabhängigen Hülle geworden.

Die Möwe schien seine Hilflosigkeit zu wittern, denn diesmal hatte sie der Schrei lediglich zu einem trägen Hopser bewogen. Fast würdevoll stolzierte sie dicht neben seinem Arm direkt auf die Quelle der ungewöhnlichen Geräusche zu. Nur wenige Handbreit von seinem Gesicht entfernt blieb sie stehen und starrte ihn auf ihre abschätzend- wiegende Art an.

„Scher’ dich fort, du Mistvieh!“, schrie er sie an. Die Möwe zuckte nur leicht zusammen, wobei sie wie ein Boxer aufmerksam vor und zurück tänzelte. Ihre toten Augen starrten dabei unentwegt in die seinen. Als er endlich begriff, was das neue Ziel seines Feindes war, konnte er seinen Kopf nur noch ein kleines Stück zum Sand hin drehen und die Augen schließen. Er hatte keine Chance; selbst wenn seine Lider die Härte von Muschelschalen besessen hätten, würden sie dem Schnabel keinen wirklichen Widerstand leisten können.

Etwas landete auf seiner Schulter; tastende Krallen stachen in sein Fleisch. Obwohl er die Sinnlosigkeit seiner Handlung erkannte, presste er seine Lider noch fester zusammen. Doch statt des gefürchteten Schnabelhiebes nahm er plötzlich ein wildes Krächzen und Schreien wahr. Hunderte von Flügeln schienen dicht neben seinem Ohr zu schlagen. War etwa ein ganzer Schwarm dieser mörderischen Vögel gekommen, um ihn bei lebendigem Leibe zu verspeisen? Stritten sich die Biester etwa gerade darum, wer die saftigsten Stücke erhielt? Seltsamerweise spürte er jedoch weder Krallen noch Schnäbel. Was geschah dort um ihn herum, und warum war es plötzlich so still? Erst als nach hundert Atemzügen immer noch kein Angriff stattgefunden hatte, wagte er es, seinen Kopf wieder dem Licht zuzuwenden. Misstrauisch öffnete er ein Auge. Statt einer Schar ausgehungerner Möwen erblickte er nur Sand und Palmen. Wie durch ein Wunder war er dem sicheren Tod entgangen. Seine Erleichterung verdoppelte sich, als er bemerkte, dass er endlich wieder seine Finger bewegen konnte. Es gelang ihm sogar, den Arm langsam zum Körper zu ziehen. Wie eine altersschwache Schildkröte schob er sich weiter auf die Palmen zu. Er musste all seine Kraft

zusammen nehmen. Wenn er nicht bald eine schattige Stelle erreichte, würde er zweifellos einen Hitzschlag erleiden. Und spätestens dann konnte es ihm egal sein, ob er den Möwen, Krabben oder sonstigem Getier auf der Insel als Hauptmenü dienen würde.

Er war so sehr damit beschäftigt, seine nur langsam wieder erwachenden Gliedmaßen zu koordinieren, dass er den fremden Beobachter erst bemerkte, bis er beinahe dessen Füße berührte. Allerdings waren es keine Füße, sondern Krallen, die nur wenige Zentimeter vor seiner Nase im Sand scharrten. Erschrocken hob er seinen Kopf und starrte in die dunklen Augen eines Raben.

„Krahh!“ begrüßte ihn das Tier. Möglicherweise war es aber auch ein Schlachtruf.

Der erschöpfte Flüchtling wartete nicht ab, bis ihm ein freundlicher Übersetzer den tieferen Sinn des Krächzens erläutern würde.

„Verzieh’ dich! Hau ab!“ fuhr er das Tier an. Zur Unterstreichung seiner Worte nahm er etwas Sand und warf es ungenau in seine Richtung.

Der Rabe flog einen halben Meter auf und entging so geschickt dem Großteil der Salve.

„Krahhh!?“ Nun klang das Krächzen wie Anklage und Frage zugleich. Das Tier landete wieder an seiner alten Stelle und fixierte sein Gegenüber mit ruckhaften Nickbewegungen.

„Genau wie die Möwe“, ging es ihm durch den Kopf. Jetzt erinnerte er sich auch wieder an die Geräusche, als der vermeintliche Schwarm um seinen ‚Kadaver in spe‘ gestritten hatte.

Tatsächlich aber hatte es nur die Stimmen zweier Vögel gegeben und eine davon gehörte unzweifelhaft jenem schwarzen Gesellen dort vor ihm. Hatte ihn der Rabe etwa nur vor seinem Angreifer gerettet, um selbst an die schmackhafte Beute zu gelangen?

Stöhnend versuchte er, in einem Bogen um den Vogel herum zu kriechen. „Glutz’ mich nicht so gierig an!“, schnaufte er. „Noch bin ich nicht tot. Und wenn du etwa glaubst, ich müsste dir für deine Heldentat dankbar sein, hast du dich geschnitten.“ Erst jetzt fiel ihm auf, dass der Rabe nicht vollkommen schwarz war; in seinem Nacken verlief ein langer weißer Streifen, der mit einem schmalen oberen Querband fast ein Kreuz bildete. Wie ein umgedrehter Priesterkragen.

„Jetzt wird mir so einiges klar, du scheinheiliger Pfaffe“, murmelte er. „Verschwinde endlich! Beglücke jemand anderen mit deinen guten Taten. Ich bin dir jedenfalls nicht auf den Leim gegangen!“

„Krahh!“ Wenn es möglich war, einen Vogel zu beleidigen, dann musste so in etwa seine Erwiderung klingen. Der Rabe bedachte das unfreundliche Menschenwesen mit einem letzten Seitenblick, erhob sich mit kräftigen Flügelschlägen und folgte dann dem Verlauf der Küste.

„Na also!“ rief sein Bezwinger ihm hinterher. Er beobachtete den Vogel bis er nur noch als

winziger schwarzer Fleck am Himmel zu erkennen war. Als er sich endlich in Sicherheit wusste, wagte er es, sich vorsichtig aufzurichten. Seine Beine zitterten stark, doch nach einigen Versuchen trugen sie schließlich das Gewicht. Mit torkelnden Schritten erreichte er einen schattigen Fleck unter einer Palme. Die kurze Strecke hatte ihn jedoch so ermüdet, als wäre er tagelang durch die Wüste marschiert. Noch ehe sein Kopf den Sand berührte, war er eingeschlafen.

Ein helles, kaum wahrnehmbares Klingeln erfüllte die Luft. Obwohl es kaum mehr als ein ätherisches Säuseln war, vermochte es doch ihn zu wecken. Das Signal erreichte zudem die unterschiedlichsten Sinne; zusammen mit dem hohen, schwingenden Klang schwang gleichzeitig ein ungewöhnlicher Duft nach Salz und Oleander mit. Und er vermittelte ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit. Das Aeols-Klingeln besaß eine Seele.

„Ah, der junge Herr ist endlich erwacht!“, sagte eine sanfte Stimme dicht an seinem Ohr. Ihr Klang wirkte wie eine unmerkliche Variation der Aeols- Töne; und auch sie roch nach Blumen und Meer.

Als der Angesprochene die Augen aufschlug, war er sich sicher, noch zu träumen. Vor ihm stand eine junge Frau, die fast nackt war. Ihr schlanker Körper wurde lediglich von einem weit ausgeschnittenen schwarzen Trikot und ähnlichen Strümpfen oder Leggings bedeckt. Der matt glänzende Stoff enthüllte dabei mehr von ihren wohlgeformten Brüsten, als was er verbarg. Das aufreizende Nichts von einem Stoff gewährte dem Betrachter zudem einen Blick bis tief unterhalb ihres mit einem funkelnden Ring geschmückten Bauchnabels. Allein diese Erscheinung hätte ausgereicht, einem Mann die Sinne zu rauben. Das, was die ganze Szene jedoch ins Reich der Sagen und Märchen verbannte, war die Tatsache, dass die schöne Fremde Flügel besaß. In ihrem Rücken spannten sich zarte, grünlich irisierende Schmetterlingsschwinge, in die winzige, metallisch glänzende Kugeln eingewoben schienen. Von Zeit zu Zeit lief ein schwaches Vibrieren durch die Flügel und gleichzeitig erklang das silberhelle Klingeln. Das Rätsel war gelöst. Es mussten jene kleinen Glöckchen gewesen sein, die ihn so sanft geweckt hatten.

Auch wenn das Wesen seiner Phantasie entsprungen war, so wollte er doch mehr über diese bezaubernde Vision erfahren.

„Wer...oder was bist du?“, fragte er unsicher. „Und wo bin ich hier?“ Er bemerkte nämlich auch, dass er sich nicht mehr unter den Palmen am Strand befand. Das unruhige Licht mehrerer Fackeln erhellte Felswände, die an eine Höhle erinnerten.

Das schöne Gesicht lächelte ihn an. Erst jetzt fiel ihm auf, dass die geflügelte Erscheinung ihr Haar unter einer grünen Kappe verborgen hielt; nur einige weißlich blonde Strähnen fielen

wie eingefangene Sonnenstrahlen über ihre Schultern. Und ihre Augen besaßen das hellste Grün, das er je gesehen hatte. Voller Faszination aber auch einem Hauch Grauen verlor er sich in zwei funkelnden Wasser- Smaragden.

„Ihr kennt mich nicht?“, entgegnete die Fremde erstaunt. „Hat euch euer Onkel denn nie von mir erzählt?“

„Du...sie kennen meinen Onkel?“ entfuhr es ihm. „Aber wie...woher?“

„Ich kenne alle aus dem Geschlecht der MacBarclays“, sagte sie. „Und das seit unzähligen Generationen. Ich bin Muireall, die Wächterin von Faydew.“

Er wollte sich aufrichten, doch ein heftiger Schmerz in der linken Schulter ließ ihn sofort wieder auf sein Lager zurück sinken. Er sah nun, dass so etwas wie Farne um seinen Oberarm und die Hand gewickelt waren.

„Vorsicht, junger Herr“, sagte Muireall. „Ihr müsst euch noch schonen. Die Hand hat nur einen Kratzer abbekommen, schlimmer sieht da eure Schulter aus. Ich musste die Kugel entfernen. Nur gut, dass mich Ciaran so schnell geholt hat.“

„Kugel? Von welcher Kugel sprichst du? Und wer ist Ciaran?“

Muireall schaute ihn gespielt tadelnd an. „Ciaran ist mein Freund und Gehilfe. Du bist nicht gerade höflich mit ihm umgesprungen.“ Mit diesen Worten streckte sie den Arm aus. „Nun komm schon, Schwarzer! Hör’ auf, Trübsal zu blasen und begrüße unseren Gast! Er hat es ganz gewiss nicht so gemeint.“ Eine Weile lang geschah nichts, dann erschien plötzlich irgendwo aus der Dunkelheit ein Schatten und landete auf Muirealls Arm.

„Krahh!“, sagte Ciaran hörbar verstimmt. Der unbekante Freund war niemand anders als der Rabe vom Strand. Der verwirrte Patient erinnerte sich wieder an die blutgierige Möwe und begriff nun, dass Ciaran ihm lediglich zur Hilfe geeilt war.

„Nichts für ungut, Kumpel“, murmelte er. „Ich habe dich wohl falsch eingeschätzt. Kommt garantiert nicht wieder vor. Versprochen!“

Der Vogel beäugte ihn mit schief gelegtem Kopf und gab dann ein zustimmendes „Krahhh!“ von sich.

Mit dem Bild der Möwe tauchten nun auch andere Erinnerungsfetzen aus seinem Unterbewusstsein auf. Er sah schwarze Männer, die Waffen trugen; er sah den Butler in seinem Blut liegen und seinen Onkel, der vor den Fremden kniete. Er erinnerte sich wieder an seine Flucht und den Sprung über die Brücke. Er spürte wieder den Insektenstich, von dem er nun wusste, dass es sich um eine Pistolenkugel gehandelt hatte.

„Mein Onkel!“, rief er aus. „Ich muss unbedingt zurück zu ihm. Er schwebt in allerhöchster Gefahr!“

Muirealls zarte Hände hielten ihn sanft aber bestimmt auf seinem Lager. „Beruhigt euch!“, sagte sie, „wenn ihr weiter so unruhig seid, bricht eure Wunde wieder auf. Als ich von eurer Verletzung erfuhr, habe ich sofort Ciaran nach Faydew geschickt. Die Eindringlinge haben für ihren Frevel bezahlt.“

„Und mein Onkel?“, fragte er. Was ist mit ihm?“

Ihre Finger strichen behutsam über seine fiebrige Stirn. „Es gab ein großes Feuer“, sagte sie.

„Die Eindringlinge legten es, um Spuren zu verwischen. Euer Onkel konnte sich leider nicht mehr daraus befreien. Aber auch zwei der fremden Männer sind darin umgekommen...“

„Aber ich dachte, du...du wärst die Wächterin von Faydew!“, entrüstete er sich. „Warum hast du ihn dann nicht gerettet?“

Tiefe Trauer zeichnete sich auf dem Gesicht der Schmetterlings- Frau ab. „Ich verstehe euren Groll, doch ich bin die Wächterin von Faydew, nicht von ‚Faydew Hall‘. Ich beschütze die Wiesen, Wälder und Seen, nicht allerdings Dinge, die von Menschenhand erschaffen wurden. Und selbst wenn ich es gewollt hätte, so wären meine Kräfte gegen die Macht des Feuers wirkungslos geblieben. Ich entstamme dem alten Volk der Lyaden. Vor vielen Äonen entstanden wir aus einer Verbindung von Nixen, Feen und Elfen und bündelten so die Beherrschung der Elemente Wasser, Erde und Luft. Trotz allem sind wir Geschöpfe dieser Welt und keine allmächtigen Götter.“

„Aber bin ich überhaupt in meiner Welt?“, fragte er. „Der Ozean, diese Insel...alles erscheint so unwirklich.“

„Ihr habt eine Pforte zur Welt der Lyaden entdeckt. Wir befinden uns immer noch in Faydew, allerdings in einer für das menschliche Auge unsichtbaren Dimension. Schlaft jetzt; noch ist es nicht an der Zeit, dass ihr in diesen Gefilden verweilen dürft.“ Ihre Lippen berührten die seinen und sofort erwiderte er den Kuss. Ihm schwanden fast die Sinne, als sich ihre Brüste fest gegen seinen nackten Oberkörper pressten. „Ich gewähre euch nur diese eine Nacht, schöner Jüngling“, säuselte ihre Stimme. „Um euren Schmerz ein wenig zu lindern.“

„Und wann...wann darf ich bleiben?“, stöhnte er.

„Du wirst wissen, wann die Zeit gekommen ist“, antwortete sie. „Warte auf mein Zeichen!“

Mit diesen Worten verschloss sie seinen Mund mit dem ihren und Raum und Zeit explodierten in einem Wirbel aus purer Lust.

Er erwachte nur wenige Meter von der „Rabenschwinge“ entfernt. Der neue Herr von Faydew bemerkte nicht, dass seine Wunden fast vollkommen verheilt waren, zu sehr wurde er vom Schein des Feuers, das noch immer über dem Landsitz wütete, angezogen. Mehrere Löschfahrzeuge der Feuerwehr bemühten sich in einem aussichtslosen Kampf, der Flammen

Herr zu werden. Wie ein Schlafwandler stapfte er auf die schreienden Retter zu. Schon jetzt konnte man erkennen, dass der Ostturm und große Teile des Mitteltraktes zerstört waren. ‚Faydew- Halls‘ Schwanengesang erklang in einem beunruhigend schönen leuchtenden Prasseln.

Es blieben viele Rätsel, die mit dem Brand verknüpft waren. Eines betraf die beiden Männer, denen die Flucht aus dem Haus gelungen war. Ihre entstellten Leichen hatte man nur wenige hundert Meter vom Haupteingang entfernt entdeckt. Die Obduktion ergab, dass sie durch unzählige Stich- und Schnittverletzungen gestorben waren, die aller Wahrscheinlichkeit von Vogelschnäbeln herrührten. Zeugen wollten auch einen großen Schwarm Krähen oder Raben gesichtet haben, der während des Feuers über ‚Faydew Hall‘ gekreist war. Was die Vögel aber dazu bewogen haben mochte, Menschen anzugreifen und sogar zu töten, hätte nur der Neffe des verstorbenen Lords beantworten können. Doch dieser schwieg; und natürlich verriet er auch nichts über eine kleine Brücke, über die man ins Reich der Lyaden gelangen konnte. Als die Formalitäten der Erbschaft abgewickelt waren, ließ der neue Besitzer keine Zeit verstreichen, um zumindest einen Teil von ‚Faydew Hall‘ wieder aufzubauen. Und er wartete voller Sehnsucht auf ein Zeichen.

-

Der alte Mann schloss die Augen und lauschte. Ganz schwach meinte er ein helles Klingeln zu hören. Und war da nicht auch jener süßlich- salzige Duft von Oleander und Meer in der Luft? Seit er zum ersten Mal in jene wundervollen grünen Augen geblickt hatte, war er ihrer Aura auf ewig verfallen. Und nun erwartete sie ihn. Nach all den Jahren.

„Muireall“, flüsterte er zärtlich und eine Träne malte Kreise auf dem Teil des Baches, der kein Spiegelbild von ihm zeigte.

Natürlich hatte ihn die Ungeduld der Jugend nicht lange ausharren lassen. Keine zwei Wochen nach dem Feuer war er an genau diese Stelle zurückgekehrt, um Muireall zu finden. Seine Leidenschaft für dieses wundervolle Wesen drohte ihn zu verzehren. Er verweigerte jegliche Nahrung und seine Nächte hatten sich in fiebrige Wachträume verwandelt, in denen er immer nur das Antlitz seiner Geliebten erblickte.

Und so sprang er erneut hinunter in den Bach. Doch die Pforte zu Muirealls Reich hatte sich geschlossen. So viele Versuche er auch unternahm, stets landete er nur im flachen Wasser unterhalb der ‚Rabenschwinge‘. Wider jegliche Vernunft setzte er die Sprünge fort, bis ihn schließlich ein Knöchelbruch zur Aufgabe zwang. Erst jetzt begann er zu begreifen, dass es nicht reichte, zu wissen, wo ein Durchgang war. Die andere Seite musste den Gast auch empfangen wollen.

Voller Verzweiflung und Sehnsucht hatte er sich damit abgefunden, auf eine entsprechende Einladung zu warten. 67 lange Jahre sollten ins Land gehen, bis sie dann endlich eintraf. Mit zittrigen Fingern lieboste der alte Mann die Rabenfeder. „Hast mich ja ganz schön auf die Folter gespannt, meine Liebe“, murmelte er. „Aber Schwamm drüber. Du hattest bestimmt viel zu tun. Ich schätze, die Gartenarbeit auf einem so großen Landsitz wie Faydew nimmt einen mächtig in Beschlag.“

Der süße Oleanderduft wurde stärker. Und war da nicht ein helles Lachen, das zu ihm hinauf drang? Vorsichtig zog er seinen dünnen Körper über das Gelände und holte tief Luft. Ein letztes Mal ließ er seinen Blick über die im Sonnenlicht glitzernden Schneewiesen gleiten und ließ sich dann fallen. Wäre ein Wanderer zufällig des Weges gekommen, so hätte er sicher geschworen, das lächelnde Gesicht eines Jünglings erblickt zu haben.

ENDE

© copyright 2010 by arthur gordon wolf

